

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

10.6.1923 (No. 23)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 23



10. Juni 1923

Werner Krenmer / Wo bleibt Scheffels Wartburgroman?

Zu dieser Frage, die in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten und aus den verschiedensten Beweggründen aufgeworfen wurde, möchte ich mit der folgenden Darlegung Stellung nehmen. Diese Darlegung soll für den literarisch interessierten Laien, wie für den fachlich Sachverständigen geschrieben sein.

Es handelt sich bei dem sogenannten „Wartburgroman“ nicht um einen einzigen zusammenhängenden Text-Torso, auch nicht um einzelne kleinere Textfragmente, bei denen sich die Ergänzungen und Brücken leicht herstellen lassen, sondern es dreht sich um ein wahres Labyrinth von Vorstudien, von Quellenexzerpten, von Dispositionen und schließlich auch von Textgestaltungen verschiedensten Grades. Dieser ganze Stoff, der von dem Dichter in fast einem Jahrzehnt intensiver Arbeit zusammengetragen wurde, mußte erst rein systematisch in viele Faszikel geordnet werden. Bei den verschiedenen Gattungen von Niederschriften Scheffels sind ferner zahlreiche Schichtungen zu unterscheiden, die in ihrer zeitlichen Lagerung und in ihren Erlebnis-Impulsen aufs genaueste untersucht werden müssen, will man den Spuren des gestaltenden Dichters einigermaßen folgen können. Der Bearbeiter dieser Handschriftenmassen ist jedenfalls vor eine reine Sisyphusaufgabe gestellt. Das wird einem vorurteilslos und billig denkenden Menschen — dem Sachverständigen sowohl wie dem Laien — sofort klar, wenn er sich nur eine einzige Stunde mit dem in Frage stehenden Material beschäftigt, und sei das auch nur in Form einer ganz flüchtigen Durchsicht der einzelnen Stoffabteilungen.

Die erste Voraussetzung für die Erschließung des ganzen Wartburgstoffes und für die Lösung der vielfachen Rätsel, die er aufgibt, ist die Untersuchung der Scheffelschen Quellenstudien und Handlungsdispositionen. Und schließlich die Beschäftigung mit den Quellen selbst. Bei letzteren dreht es sich um Hunderte von Chronisten, von historischen und germanistischen Quellenwerken, von großen Gesamtdarstellungen und von subtilen Spezialarbeiten. Auf eine andere Weise, als durch die Prüfung dieser Indizien — oft der einzigen Anhaltspunkte für Scheffels dichterische Absichten — kommt man an die vielfach verschlungenen und immerfort wieder veränderten Problemstellungen nicht heran. Diese Problemstellungen gehen ins Historische, ins Kulturhistorische, ins Aethologische, ins Philosophische und versinken zeitweilig in die tiefsten Abgründe haarspaltender philologischer Kritik. Für letzteren Punkt erwähne ich als Beispiel, daß Scheffel sich bei den Vorarbeiten für den geplanten Roman in eingehenden Untersuchungen mit der fast uferlosen Gesamtkritik des Nibelungenliedes und seiner Handschriften auseinandersetzte. Für den Wissenden ist damit genug gesagt. Die künstlerisch ausgedeutete Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes sollte erst einige Kapitel, später ein ganzes Buch seines Romanes beherrschen,

ja zuletzt läßt er den ganzen eigentlichen Wartburgstoff beiseite, um lediglich das Nibelungenlied-Problem zum Gegenstand epischer Darstellung zu machen.

Die ebenso schwierigen wie genialen Problemstellungen Scheffels heben sich ab auf vier Jahrhunderten deutscher Geschichte und deutscher Kulturgeschichte in deren mannigfachen Verzweigungen. In künstlerischer Synthese sucht der Dichter die grundlegenden Elemente einer zeitlich sehr weitgespannten und inhaltlich überaus reichen Entwicklungsphase deutscher Kultur zusammenzufassen, um diese Phase in ihrer fundamentalen Bedeutung für das deutsche Geistesleben verständlich zu machen. Es handelt sich um das Zeitalter der Ottonen und um das der Kreuzzüge mit ihrer symptomatischen Vermischung der verschiedensten Kulturen.

Für den Bearbeiter der Scheffelschen Handschriften springt hier eine zweite Forderung auf. Nachdem er zunächst einen allgemeinen Überblick über den Stoff und seine Quellen gewonnen hat, muß er sich zuerst einmal klar werden über die einzelnen Arbeitsabschnitte im allgemeinen und dann über die sehr komplizierte Wandlung der künstlerischen Absichten im besonderen. Beides läßt sich nur erreichen auf dem Wege vergleichender Betrachtung der hier in Frage kommenden Indizien und Argumente. Diese Indizien und Argumente bestehen aus unzähligen und allenthalben verstreuten Notizbucheinträgen, aus zahlreichen, aber sich leider vielfach widersprechenden brieflichen Äußerungen an die verschiedensten Persönlichkeiten, aus allgemeinen Handlungsdispositionen und speziellen Kapiteleinteilungen in immer wieder veränderter, erneuerter und nach jahrelangem Festhalten doch oft zuletzt noch verworfener Form. Und hierzu gesellen sich schließlich eine Reihe von Textstücken*), die sehr schwer zu chronologisieren sind. Außerdem lassen sich diese Textentwürfe infolge ihrer zahllosen Korrekturen oft nur mit großer Mühe einigermaßen entziffern und teilweise brechen sie ganz plötzlich ab oder weisen große Lücken auf. Wirklich vollendet sind im ganzen nur etwa acht Kapitel, und gerade bei diesen ist anzunehmen, daß sie Scheffel — bis auf vier — zuletzt verworfen hat. Es ist, wie schon gesagt, ein Labyrinth, in dem man sich zurechtzufinden hat und in dem man oft monatelang auf Irrwegen wandelt, ehe man zu derjenigen Lösung kommt, die den größten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat.

Der Fall „Wartburgroman“ ist ein absoluter Spezialfall in der deutschen Literatur. Sowohl ob der ganz merkwürdigen und teilweise geradezu pathologischen Art künstlerischen Schaffens oder Schaffen-Wollens, wie hinsichtlich der Schwierigkeiten, die sich dem

*) Im ganzen etwa 16 Kapitel.

jenigen entgegenstellen, der diesen Rattenkönig auflösen soll. Denn die geschilderte Eigenart des Stoffes zieht seinen Bearbeiter ganz zwangsläufig in dieselben Irrgärten, in denen sich Scheffel zurechtzufinden suchte. Und dieselben Gefahren, mit denen der geniale Dichter verzweifelt rang, türmen sich ebenso zwangsläufig und verhängnisvoller auf für jeden, der dieses Material zu durchforschen bemüht ist. Ja, die Gefahren und Schwierigkeiten sind für den nachspürenden Forscher noch größer. Denn die Zahl der Probleme und der kaum lösbaren Rätsel, vor die sich schon Scheffel gestellt sah, wird für den Bearbeiter seines Nachlasses vermehrt um die Ideenverbindungen, die nur im Gehirn des Dichters bestanden und eine irgendwie geartete Dokumentierung überhaupt nicht erfahren haben, vielmehr nur rein hypothetisch erschlossen werden können. Durch das Fehlen irgendwelcher fortlaufender tagebuchartiger Aufzeichnungen, wie sie bei anderen Dichtern häufig vorhanden sind, durch die oft irreführende Datierung von Notizbüchern, durch die völlige Datumslosigkeit ganzer Briefwechsel und vor allen Dingen aller Vorstudien und Dispositionen ist diese hypothetische Erschließung vielfach aufs äußerste erschwert und alles Kopferbrechen gegen Irrtümer nicht gesetzt. Ich bin aber jetzt in meinen Untersuchungen immerhin so weit gekommen, daß ich etwa zehn Arbeitsblätter unterscheiden und, wie ich glaube, ziemlich sicher belegen kann. Einzelne unlösliche Widersprüche muß ich vorerst in Kauf nehmen und zuwarten, bis irgend ein Indizium sie aufklärt.

Diese Untersuchungen mußten angestellt und müssen noch weiter fortgesetzt werden, ehe an die Herausgabe einzelner Textstücke gedacht werden kann. Diese einzelnen Textstücke würden sonst einfach in der Luft hängen und kein Mensch könnte klug daraus werden, wie nach des Dichters endgültigen Absichten die Gesamthandlung etwa verlaufen sollte und wie die unzähligen Episoden einzureihen sind, die den Fortgang der Haupthandlung entweder entscheidend beeinflussen oder nur koloristisch beleben sollten. Es wird sich bei dem sogenannten „Wartburgroman“ überhaupt in erster Linie um eine Darstellung der Geschichte dieses Romanes handeln. Diese Geschichte ist eine der erschütterndsten Künstlertragödien, und Scheffels Bild als Mensch und Künstler wird immer trüb und unklar bleiben, ehe dieser einschneidendste Abschnitt seines Lebens und Schaffens nicht die möglichste Aufhellung erfahren hat. Der Scheffel des Wartburgromans ist ein ganz anderer, als der des „Gauvain“ oder des „Trompeter von Säckingen“, wesentlich verschieden auch von dem Dichter des „Ekkehard“. Er ist größer im Willen und größer im Können — „Frau Aventiure“, der „Juniperus“ und die „Bergpsalmen“ sind Bruchstücke des Wartburgromans — aber er ist auch größer im Verlagen, so paradox das auch klingen mag. Die Geschichte des Wartburgromans ist ferner eine in ihren Einzelheiten tief ergreifende Belehrung darüber, daß große künstlerische und subtile wissenschaftliche Arbeit niemals im Auftrag oder unter irgend welcher Bevormundung geleistet werden kann, vielmehr, daß verloren ist, wer sich dauernd auf solche unnatürlichen Abwege drängen läßt.

Als Beleg für meine Darlegung und zur Kennzeichnung der bestehenden Schwierigkeiten führe ich im folgenden einige wenige Briefstellen aus dem Nachlaß an, die sich auf den Wartburgroman beziehen. Zur Bearbeitung dieses Nachlaßstoffes gehört nämlich als ein bescheidenes Nebengebiet die Lektüre von weit über tausend handschriftlichen Briefen. Die etwa dreihundert Briefe der Mutter Scheffels an Bernhard von Arnswald, den Burghauptmann der Wartburg, welche die wichtigsten Angaben enthalten, sind dabei in der Mehrzahl undatiert und umfassen oft mehr als acht Quartseiten. Bei den Briefen an den Großherzog Carl Alexander von Sachsen handelt es sich um schwer zu entziffernde und vielfach durchkorrigierte Konzepte. Die Briefe Arnswalds sind ebenso, wie die persönlichen Briefe des Großherzogs Carl Alexander, teilweise in einer kaum leserlichen Handschrift geschrieben. Welche Schwierigkeiten der eigenartige Stil Carl Alexanders bereitet, darf als literarisch bekannt vorausgesetzt werden. Ich lasse nun den Dichter und seine herrliche Mutter selbst reden:

Scheffels Mutter an Bernhard v. Arnswald (22. Mai 1859).

„..... er (Scheffel) glaubt hier ungestörter schreiben zu können, als auf der Wartburg oder in Weimar —, und das ist gewiß so. Denn Sie würden stammeln, teurer Freund, wenn Sie diese Anstalten selbst sehen könnten. In seine alten Folianten verkrammelt, ja in ganze Bollwerke von geschichtlichen Belegen, sitzt er in seiner grünen Mansarde, und ich, ein Stockwerk tiefer, stehe ewig Schildwache, daß kein Besuch

ihn überrumpelt. Und ich lode sie alle, die ihm gelten, zu mir herein oder lasse mit bringendst anbefohlener Strenge ihn verleugnen. Ja, ich selber darf ihn nur besuchen, wenn ich als sein Kabe ihm einige Speise und einen kühlen Trunk bringe. An die Gartentüre habe ich einen schweren inneren Niegel anbringen lassen, damit auch dort ihn niemand überrasche, wenn er unten schreibt

Scheffels Mutter an Bernhard v. Arnswald (Ende 1859?).

„..... und es steigen bereits schon große Sorgen herauf, daß er (Scheffel) es wieder zur Überarbeitung treibe. Denn noch ist es uns nicht gelungen seit seinem Hiersein, ihn nur zu einem einzigen Ausgang zu bewegen. Und nun hört er sogar auf, mit uns zu Mittag zu essen und begehrt sein kleines Diner zu sich herauf, wo unter Büchern und Papieren fast kein Teller niedergestellt werden kann. Das fängt an mir bange zu machen. Ich rede — ich predige — aber es hilft nicht!“

Scheffel an Arnswald (27. Mai 1861).

„..... Mein besonderer Kummer ist, daß meine Studien und begonnenen Arbeiten wie ein Torso herumliegen. Seit November v. Js. war ich außer Stand, nur einen Strich daran zu tun. Die fortwährende Zurückversetzung der Gedanken in ferne Jahrhunderte und namentlich der schwierige Versuch, die Entstehung des Nibelungenliedes aus den im Gedicht gegebenen spärlichen Andeutungen und aus dem, was sonst über Passau, Bachelaren, Ungarland usw. zu ermitteln ist, zu einem lebensvollen Bild zu gestalten, hat mich in ein wahres Labyrinth von Forschungen geführt, aber müd gemacht

Scheffel an Arnswald (31. Dezember 1862).

„..... Mein geistiges Leben war alle Zeit auf die Ziele gerichtet, ein lebensvolles Bild deutscher Vergangenheit in einer Reihe von Jüngen aus Schutt und Moder der historischen Quellen zu enthüllen. Aber mehr als je habe ich erfahren, daß man bei Beginn einer solchen Arbeit nicht bemessen kann, wohin Wind und Wellen treiben

..... Die Studien über die erste Gestaltung des Nibelungenliedes, das als lateinische Dichtung schon zwei Jahrhunderte vor der Wartburgsängerzeit vorhanden gewesen sein mag, waren unsäglich mühsam und werden ebenfalls zu großen Dimensionen anwachsen

Scheffel an Arnswald (15. Mai 1863).

„..... ich fühle mich innerlich wieder soweit gekräftigt, um die durch mein Kranksein zwei Jahre lang unterbrochene große Arbeit über den Bischof Piligrim und den Meister Conrad, d. h. über die Zeit, in der das Nibelungenlied seine erste Niederschreibung erhielt, wieder aufzunehmen. Erst wenn dies überstanden ist, kann ich mit voller wissenschaftlicher und künstlerischer Sicherheit die Poeten des XIII. Jahrhunderts schildern.

Das Übermaß der Studien zu jener Zeit hat mir — da es eine Bahn durch Gestrüpp und Dornen, ein ziemlich labyrinthisches Irrfahren war —, die schwere psychische Abspannung zugezogen, die mich so übel zugerichtet hat.“

Scheffel an Großherzog Carl Alexander (15. Juni 1860).

„..... In Passau und Freising hab' ich noch wenige Notizen zu sammeln; in 14 Tagen ist die Fahrt zu Ende, der Rohstoff gewonnen und die künstlerische Verarbeitung kann fröhlich weiter gehen. Aber proteusartig ändern sich Entwürfe und Gestaltungen unter der schaffenden Hand, und ich weiß nicht Tag noch Stunde, wo etwas Fertiges herausgeschafft sein wird. Die guten Geister, die bisher über Berg und Strom geholfen, werden mich an das ersehnte Ziel, dem ich halb unwissend — wie ein schwacher Steuermann, von starken Bogen getrieben — entgegensteure, gelangen lassen.“

Scheffel an den Großherzog Carl Alexander (7. Oktober 1860).

„..... Die Geschichte der ersten Nibelungenlied-Dichtung, die ich anfänglich in die Geschichten Volas und

des Sängerkriegs einzuflechten gedachte, hat Dimensionen angenommen, wie die alte Ulme im Klostergarten-Schlößlein zu Hirau. Sie ist zum Dach herausgewachsen und überragt mit üppig wogender Wipfelkrone ihre steinerne Umfassung. Ich werde gezwungen sein, sie als selbständiges Ganze aus dem ihr bestimmten Rahmen abzulösen. Der Bischof Pilgrim, da er die alten Mähren aufschreiben ließ, hat schwerlich überlegt, daß er einem Epigonen nach 900 Jahren dadurch so manche Sorge zu Wasser und zu Lande bereiten würde."

Scheffels Mutter an Bernhard v. Arnswald (Sept. 1861?).
 „..... unaußhörtlich arbeitet Josef (Scheffel) wieder daran (am Wartburgstoff! W. Kr.). Aber es fördert nicht. Es ist ein fortwährendes Sammeln von Vorstudien und Nachforschen in immer neuen Geschichtsquellen und Excerpten, die sich so anhäufen, daß er selbst kaum imstande sein wird, sie wieder durchzulesen**“

Scheffel an Bernhard v. Arnswald (2. Januar 1861).
 „..... zum erstenmal in meinem Leben hab' ich meiner Kraft zuviel zugetraut und mir den Schein eines leichtsinnigen Gefellen, der von größeren Dingen redet, als die er ausführt,

***) So kennzeichnen Mutter und Sohn das Handschriftmaterial, welches heute zu bearbeiten ist.

zugezogen. Der Kummer darüber mag mitgewirkt haben zu der schweren Verbüsterung alles Denkens, die in wirklicher drohender Krankheitsform über mich einbrach. — Jetzt bin ich durch diese Warnung meinen Büchern und Studien und halbausgeführten Capiteln ferngerückt. Aber wenn der leibliche Mensch gestickt ist, nehme ich einen zweiten Anlauf. Denn eine hartnäckige Zähigkeit im Grunde des geistigen Lebens läßt keinem anderen Gedanken Raum, als dem, bereinst, wie Heinrich Osterdingen, nachdem er zuerst leichtsinnig die Wartburg verschertzt, doch als Sieger, mit dem ehrlich errungenen Sängerpriest, zum zweitenmal zu ihr zurückzukehren. Und dazu brauch' ich gottlob keinen dämonischen Helfer, wie den Meister Klingor; sondern nur Zeit, Genesung und langsame Verwerten gesammelten Stoffes, der jetzt leider wie ein großer, dem Unbekannten kaum verständiger Torso**), umherliegt."

Nach all dem bisher Gesagten und Angeführten erscheint es wohl klar, daß die Durcharbeitung des Wartburg-Stoffes eine bis jetzt noch ganz unbestimmbare Zeitspanne beanspruchen wird. Dem heutigen klaren Aufsatz sollen in nächster Zeit ausführlichere Mitteilungen über den Wartburgroman folgen. Es ist beabsichtigt, damit einige Proben aus den Texten und Plänen zu verbinden. Interessante Notizbucheinträge des Dichters sowie eine Reihe von Briefen werden diese eingehendere Darstellung abrunden.

Margarete Wittmers / Mädchenlied.

Ach, ich wage nicht zu fragen,
 Was so seltsam mich bedrängt!
 Dort die Rose soll mir's sagen,
 Wenn sie ihre Knospe sprengt.

Und ich zitt're und erglühe,
 Und ich spähe jeden Tag. —
 — Fürchte ich, daß sie erblühe,
 oder — sehn' ich mich danach?

Karl Joho / Die Salzgräfin. Skizze.

Sie sah in der Tat anders aus als ihre Genossinnen, die im Buchbinderjaal der großen Druderei mit beinernen Falzmessern die unzähligen Bogen für die Verlagsbücher und Zeitschriften zurechtstreifen. Raut und schlank in ihrer Blondheit, mit hohen Absätzen an den lackbespizten Halbschuhen, schwebte Lene Dorf durch die Arbeitsstätte. Unter der graublauen Schürze blühte am Hals kolett eine Spitze hervor, die Knöchel stiegen rassistisch und florbestimmpt zur wohlgeformten Wade. In der warenhausleganten Kleidung waren ihr vielleicht manche junge Kolleginnen ähnlich. Was aber Lene Dorf durchaus und auffällig von diesen unterschied, war die natürlichgewachsene stolze Gesamthaltung, die von einem gefrausten, wirklich vornehmen Köpfchen gekrönt war. Auch das ovale Gesicht übertraf an natürlicher Anmut und weicher Schönheit die Dugendphysiognomien ihrer Umgebung, zumal bei dem blauäugigen, blonden Mädchen sich dunkle Augenbrauen in einer Linie über der Nasenwurzel bückten.

Wer Lene Dorf den Namen „Salzgräfin“ gegeben hatte, war nicht festzustellen. Möglicherweise war es der etwas überspannte Feuilletonredakteur — wie das dieser Gattung eigen sein soll — von der Tageszeitung gewesen, die im andern Flügel der Druderei hergestellt wurde. Er kam wenigstens zuweilen zur Besichtigung seiner Bücher in die Buchbindererei; bei dieser gelegentlichen Anwesenheit mochte ihm immerhin, sozusagen berufsmäßig, die elegante und sich so herausfallend gehabende Falzungsfrau aufgefallen sein. In jedem Fall trat irgendwie der Aberglauben das ungewöhnliche Wesen der Arbeiterin äußerst treffend, darum er auch an ihr haften blieb. Solches wurde indessen gar nicht böß aufgenommen, wie es auch nie böß gemeint war oder so gebraucht wurde. Und immerhin: eine geheime Huldigung lag bei allem Spott, der dazu fast noch mühsam ein Neidgefühl verhehlte, doch in dem Wort. Ganz innen trug sogar Lene Dorf selbst einen gelinden Stolz darüber in ihrer Mädchenbrust. Denn sie war erfüllt von den Helden und Heldinnen der süßen Dichterrinnen einer Coureils-Mahler und Amty Wothe und deren wunderschönen Welt, in der kein Mensch unter dem Rang eines Freiherrn oder einer Baronesse was vom Leben und — was in diesen herrlichen Geschichten

immer das Ausschlaggebende und himmlisch Schöne ist — von der Liebe verstand. Ihre schweifenden Gedankenstücke in jene anscheinend so vornehme Welt, von der sie nicht wissen konnte, daß sie lediglich miserabel bedrucktes Papier und altstängelliche Blaustrumpfsverfälschung bot, wurde genährt durch die Tatsache, daß die verstorbene Mutter der Halbwüchigen einmal anvertraut hatte, daß sie, die Lene Dorf, die natürliche Tochter eines vornehmen adeligen Husarenoffiziers der Garnison sei. Ob das richtig war, konnte Lene niemals ermitteln, denn die Mutter war bald darauf geisteskrank in einer Anstalt gestorben. Doch immer wogten in dieser Erinnerung die Wünsche der Lene Dorf, wenn sie gerade eines ihrer geliebten Leihbücher verschlungen hatte, nach einer seligen, romanromantischen Aufklärung, wie sie darin regelmäßig und zuverlässig im Schlußkapitel eingetroffen war. Zuweilen sah sie sich dann leibhaftig im weißen Seidenkleid mit einem mythendurchflochtenen Diadem von der vornehm-freundlichen, endlich gewonnenen Frau Schwiegermutter, der Reichsgräfin Gisela auf Hoheneßp, in die uralte Schloßkapelle der unermesslichen Besitzung derer von Scharnow auf Alt-Aldershorst schreiten und ihr zur Seiten der stattlich hohe Graf Udo, Bodo, Kraft, Eberzahn aus dem Hause Reichsfink ältere Linie. Wie allerdings das rauschende Orgelspiel des weißhaarigen Dorfkanitors zur Trauungsfeier einsehen sollte, schrillte die Geschäftsblode zur Frühstückspause, und die bunte Welt versank in den Stapeln des Papiers und bot feuchtkloziges Schwarzbrot mit Kunsthonig. Die mechanische und sehr leichte Arbeit jahraus, jahrein, täglich acht Stunden, gab jedoch immer wieder von neuem Zeit und Muße, solchen schillernden und beglückenden Phantasien nachzuhängen. Immer wieder stiegen die angelesenen Bilder lodend und verführerisch auf, zumal Lene Dorf kaum Verkehr mit Mädchen ihres Alters und ihrer Lebensstufe hatte, auch keinen Liebhaber besaß, obwohl sich Hunderte um ihre Schönheit bemühten, und ganz für sich bei einer alten Verwandten völlig zurückgezogen lebte. Neben der Vektüre der verwaschenen und feichten Gesellschaftsbücher hatte sie nur noch eine Leidenschaft: das war der Besuch des Kinos. In allen Lichtspieltheatern der Stadt war sie regelmäßiger Gast. Sobald die An-

zeigen über die neuen Schläger erschienen waren, konnte man sie, zufrieden lächelnd und brennend schauend, auf ihrem dunkeln Platz eingekuschelt, dort finden. Hier lebte sie ihr zweites Leben in einer durch die schreiende Anschaulichkeit verstärkten Hestigkeit. Oft, wenn Lene Dorf nach dem Besuch einer besonders fesselnden Vorstellung noch stundenlang wach lag und ihre Träume spann, wußte sie wahrhaftig selbst nicht, wo ihr Schein- und Doppelleben und ihr Wirklichkeitsdasein anfing, noch wo es aufhörte.

Im Geschäft war man mit Lene Dorf sehr zufrieden. Darum wurde sie eines Tags auch zu den besonders ausgezeichneten und vertrauenswürdigen Arbeiterinnen zugezogen, als die Druckerei Auftrag erhielt, für die Reichsbank Papiergeld herzustellen. So stand denn Lene Dorf bald in einem der großen, durchschüttelten, von Öl- und Papiergeruch durchwehten Druckkäse, in denen Tag und Nacht, Nacht und Tag die Maschinen große bunte Bogen ausspien, auf denen gierlockende Zeichen und Bissern zu sehen waren. Von Maschine zu Maschine wurden die Papierbogen weitergeleitet, bis sie endlich zu Reichsbanknoten gezaubert waren, mit denen eine arme Welt so glücklich zu machen ist.

Adrett und hübsch wie immer stand Lene Dorf hoch oben auf dem Trittbrett der wie ein teuflisches Wunder arbeitenden Schnellpresse und legte endlos Bogen auf Bogen an, die, wie von einem schnappenden Tiermaul hinuntergezerrt, in den Walzen verschwanden, um in farbgleißender Bedruckung wie lebenvergiftendes Gewürm wieder hervorzukriechen. Der Zähler der Maschine rüttelte phantastische Zahlen ein; Lenens Sinn verwirrte sich, wenn sie die angezeigte Zahl der Bogen, von denen jeder einzelne vierzig Scheine mit der Wertangabe „Fünzigtausend Mark“ enthielt, mit den zwei Millionen Mark zu vervielfachen suchte. In der Zwickelpause des Maschinenmeisters legte sie einmal geschwind ihren neuesten Romanband weg und rechnete, ihr Brot kauend, mit fliegenden Wangen und in einer jähen Hitze die Leistung ihrer Schicht zusammen. Es kam eine ganz schwindelnde Zahl heraus. Mit ihr konnte man sämtliche Tische und Knöpfe, Schuh- und Hutläden total austauschen und ein ganzes Stadtviertel Schmuck- und Konditorgeschäfte dazu. Der Spul verschwand zwar zunächst immer wieder mit der Forderung der alle Aufmerksamkeit heischenden Arbeit der Einlegerin. Doch in ihrem Hirn bohrte unablässig derselbe Gedanke: „Hier liegt der Schlüssel, das Sejam öffne dich, der Dir Deine heimliche Welt, Deine brennende Sehnsucht, Deinen rauschigen Lebensraum, Dein Dir vom schönsten Schicksal vorenthaltenes höheres Dasein zur Wirklichkeit zaubern kann!“ Wenn die andern Einlegerinnen, die Drucker, die Beamten und alle, die durch die Geldfluten schritten, wohl gewiß hin und wieder den sich von selbst aufdrängenden Gedankenblitz der Vorstellung eines Eigenbesitzes solcher Geldscheinschätze in sich zittern fühlten,kehrte bei ihnen doch sofort die Absurdität einer solchen Fata Morgana in greller und entnüchternder Wirklichkeit zurück. Lenens Phantasie war aber seit Jahren vergiftet, ihr Blut belastet von der Mutter her, vielleicht auch vom unbekanntem Vater, verseucht vom Kino, verfälscht von der Schwindellektüre. Von der seltsamen Zahlenbedrängnis und dem Gaukelwahnsinn kam sie nicht mehr los. Außerlich war sie im Dienst vorerst tadellos, wie man es von ihr gewohnt war, durch die höhere Bezahlung auch wirtschaftlich immer freier. Die neuen Halbstiefel, der Frottlöröck, der wie echtes Leder aussehende totschide Hut, Dinge, die sie vor Wochen erträumt hatte, waren greifbare Wirklichkeit geworden. Nur die enge kleine Umwelt war die gleiche geblieben. Sie war darin immer noch nur die Falzgräfin. Die reichen Gräfinnen tanzten und liebten wie zuvor lebendig in den Schmökern der Tischtrutz und verwandter Geister sowie in der Kümmerdramatik der geliebten Leintwand.

Unter dem Eindruck der sich abrollenden Papiermillionen wurde die Ausmalung einer Zukunft wie die im Hirn schon tausendfach vorexlebte ganz allmählich, aber unwillkürlich drängend, leichter, verschwenderischer, wahrscheinlicher, ja möglich. Wenn die Falzgräfin auf dem Heimgang vom Geschäft oder in den süßen Gaukelleien des Halbschlafes an die Riesensummen dachte, die in rastlosem Fluß sich in der Druckerei türmten, flogen ihre Puls- und Herzschläge wie gepeitscht. Immer quellender und trinkener wurde ihr das Trugleben. In naher Zukunft winkte das Schloß mit der Krankapelle.

Das bisher allein Hemmende, das Geld, war nun plötzlich durch ein Wunder da. Man brauchte es nur in die käufliche Welt zu streuen, um sie sich untertan zu machen. In betäubenden Rauschideen war von Lene Dorf schon alles vorbedacht und ausgewählt bis aufs letzte, bis auf die Farbe der Bänder ihrer Aussteuerwäsche mit der neunzackigen Krone. Es bedurfte nur noch des Zauberstabes der Mammonfee, und das durch jahrelange Mädchenträume herangesüchtigte Romanparadies war da.

Wenn Lene Dorf schon früher stets gegen ihre Arbeitsgenossen zurückhaltend, doch immerhin freundlich, willig und heiter gewesen war, so wurde sie nun sichtlich und in wachsendem Maße lächerlich stolz, hochfahrend bis zur törichten Aufgeblasenheit, schließlich ganz abweisend. Das Nichern der Kolleginnen und der Spott der Kollegen rührte sie nicht, sie überhörte es in scheinbarem Hochmut. Was wußten die Armen, daß sie, die Falzgräfin, vor der Erfüllung stand und bald die wahrhaftige Gräfin Gisela, die Gemahlin des edlen, aristokratisch schlanken und großen Grafen Udo, Bodo, Krafft, Eberzahn aus dem Hause Weichselink ältere Linie werden würde! Abriegen in alter Anhänglichkeit würde sie den ganzen Druckeraal zur Hochzeit einladen, natürlich nur zur Feier am Gesindetisch. Man muß sich den Gesehen der vornehmen Welt eben fügen. Einladen würde sie sogar den Maschinenmeister, obwohl er gerade in den letzten Tagen mit steigender Hestigkeit mit ihr zankte. Er hatte allen Grund zur Klage. Denn allzu oft sausten zerknitterte Bogen infolge nachlässigen Anlegens auf die Seite. Dabei trug die Falzgräfin immer betonter ihr halb lächerliches, halb verlebendes Betragen zur Schau. Als die übermäßige „Matulatur“ gar nicht nachließ, wies der Faktor in Wohlwollen und Nachsicht die sonst so bewährte langjährige Mitarbeiterin dem Paderaum zu.

Dort wurden die böllig fertigen Banknoten geschnitten und gebündelt, und so saß die Falzgräfin inmitten der Geldscheine von Millionen und Uebermillionen. In ihrer heimlichen, felsenfest gehegten Hoffnung war sie also doch nicht getäuscht worden, schon war das Ziel greifbar nahe. Es wurde darum Lene Dorfs Stimmung von Tag zu Tag gehobener. Verlorenen und feuchtglänzenden Blicks konnte sie in unbekannte Fernen starren. Oft saß sie förmlich verzückt da, und ein glückhaftes Lächeln umspielte ihren wie beim Flüstern sich leicht bewegenden Mund. Eines Vormittags, an dem sie sich wegen körperlicher Unpäßlichkeit verspätet hatte, kam die Falzgräfin trotzdem fröhlich vor sich hinstummend, in einer leeren Lustigkeit in den Paderaum, um ihren Dienst zu übernehmen. Gerade machten zwei Beamte eine Ablieferungskiste zurecht, häuften die Geldscheinebündel hinein und schrieben auf den Inhaltszettel eine Zahl mit neun Nullen. Mit glasig aufgerissenen Augen und seltsam verzogenem Gesicht schaute die Falzgräfin zu. Da blitzte ein unfäglicher Glücksstrahl über ihre auf einmal in eine fremde Welt irrenden Züge. Mit geziertem Gang und einer affektiert fürstlichen Kopfhaltung ging sie auf die Beamten zu und sagte in einer Mischung von vornehmer Güte und befehlender Bestimmtheit zu ihnen: „Bringen Sie meine Kassette, bitte, in mein Schloß, Keltergasse 12, Hinterhaus 4. Stock! Ich danke Ihnen sehr, meine Herren!“

Als die arme Falzgräfin in die Irrenanstalt gebracht wurde, murmelte der aufnehmende Arzt zu dem oben erwähnten Feuilletonredakteur, den man mit dem Bedenten mitgeschickt hatte, er solle auch gleich dort bleiben, etwas von pseudologia phantastica auf hysterischer Basis. „Hoffentlich keine dementia praecox“, fügte er hinzu und bat dann die Oberin, die Kranke in die Beobachtungsabteilung bringen zu lassen. Dort fühlte sich die Einlegerin Lene Dorf unendlich wohl; sie ward immer heiterer und kindlich vergnügter. „Euphorie“ nannte es der Doktor. Sie war nun in ihrer Eigenwelt auf dem erträumten Schloß angekommen. Die Pflegerinnen waren ihre Rosen, der Arzt der Graf Udo, Bodo, Krafft, Eberzahn, der Direktor der alte Reichsgraf und die Oberin die Schwiegermutter. Als nach einigen Tagen Lene in die Dauerabteilung versetzt wurde, blieb sie darin zeitlebens die wunschlos glückliche Gräfin, deren Traum sich in der unentrinnbaren Gewalt des vergifteten Elternblutes allerdings in anderer Weise erfüllt hatte als ihn der holde Trug der Romane und Kinos vorgezogen hatte.